

Görlach | Demokratie. 100 Seiten



* Reclam 100 Seiten *



ALEXANDER GÖRLACH, geb. 1976, lehrte und forschte in verschiedenen Positionen an den Universitäten Harvard (USA) und Cambridge (GB). Der promovierte Theologe und Linguist ist als Journalist, Publizist und Honorarprofessor für Ethik und Theologie an der Universität Lüneburg tätig.

Alexander Görlach
Demokratie. 100 Seiten

RECLAM 

Meinen Freunden Burkhard und Gunter, für die Jahre gemeinsamen
Drückens der Schulbank

2021 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

© Alexander Görlach

Umschlaggestaltung nach einem Konzept von zero-media.net
Bildnachweis: S. 64: CC-BY-2.0 / FDR Presidential Library & Museum;
S. 72: CC-BY-SA-2.0 / Padraic Ryan; S. 89: CC-BY-3.0 / Suffrage Atelier;
Autorenfoto: © Hong Kiu Cheng
Druck und Bindung: Eberl & Koesel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell
Printed in Germany 2021
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020580-8

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Für mehr Informationen zur 100-Seiten-Reihe:
www.reclam.de/100Seiten

Inhalt

- 1 Warum Demokratie?
- 3 Ein Gedankenexperiment
- 7 Demokratie im Wandel der Zeit
- 63 Die liberale Demokratie
- 74 Populismus und die Wiederkehr
des »starken Mannes«
- 78 Wo steht die Demokratie heute?
- 98 Ausblick: Eine Liga der Demokratien

Im Anhang Lektüretipps



Warum Demokratie?

Es gibt keinen Moment in der Geschichte, in der Demokratie erfunden worden oder in dem sie fertig und perfekt gewesen wäre. Immerfort stellen sich uns dieselben Fragen, etwa wie ein gutes und gerechtes Gemeinwesen aussehen sollte, in dem Menschen zufrieden zusammenleben. Der Versuch, solche Fragen zu beantworten, hat letztlich auch dazu geführt, den demokratischen Gedanken entstehen zu lassen. Der Gedanke wurde weiterverfolgt und nicht verworfen. Und auch heute noch ist die Demokratie nicht perfekt.

Das Fragen nach einem guten und gerechten Gemeinwesen berührt die für das politische Denken wichtigste Frage: Wer ist der Mensch? Ein Mensch lernt die Welt zwar von seinem Standpunkt aus kennen, ist dabei aber zeitlebens auf die anderen angewiesen. Er verbringt mit sich selbst die meiste Zeit und kann gleichzeitig ohne Mitmenschen nicht überleben. Diese Spannung bestimmt jedes politische Denken. Darf ein Einzelner über alle herrschen oder haben alle ein Recht darauf, über ihr Leben selbst zu verfügen? Begegnen sich im Gemeinwesen prinzipiell Gleiche oder ist eine Gruppe wichtiger oder besser und kann daher über andere bestimmen?

Wer nach dem Menschen fragt, fragt also nicht nur nach ihm als Individuum, sondern auch nach ihm als Teil der Gattung. Gerechte Herrschaft heißt deshalb auch, Verantwortung füreinander zu übernehmen.

Doch wo endet diese Verantwortung: vor meiner Haustür, an der Landesgrenze – oder wird der Bogen viel weiter gespannt, Verantwortung zu entgrenzen, weil alle mit allen und alles mit allem zusammenhängen? Auch wenn dem Menschen heute viele Gesetzmäßigkeiten seines Handelns bekannt sind, treiben ihn doch eine Vielzahl von Faktoren an, die ihm nicht immer bewusst sein müssen. Er funktioniert nicht wie eine mathematische Gleichung. Auch aus diesem Grund gibt es keine Formel dafür, was gute Politik ausmacht.

Herrschaft ist dann legitim, wenn sie sich als gegenüber dem Menschen verpflichtet und sich ihm verantwortlich weiß. Politik muss für das gute und gerechte Leben der Menschen eingesetzt werden. Legitime Herrschaft ist daher immer emphatisch, sozial und kosmopolitisch. Eine solche Politik dient dem Menschen, nicht umkehrt.

Freiheitliche Gesellschaften ermöglichen dem Einzelnen ein auf diese Weise gutes und gerechtes Leben. Es ist kein Zufall, dass diese Gesellschaften ausnahmslos Demokratien sind.



Ein Gedankenexperiment

Die erste Sozialkundestunde, die mir als Vierzehnjährigem in der neunten Klasse gegeben wurde, begann mit einem Gedankenexperiment:

»Stellt euch vor«, sagte der Lehrer, »eure Klasse macht einen Ausflug mit dem Schiff auf dem Meer. Plötzlich sinkt euer Kahn und ihr rettet euch gerade so auf eine nahe gelegene einsame Insel.«

Jugendliche in diesem Alter sind voller Wanderlust und Tatendrang. Uns fiel es also daher nicht schwer, uns an den Strand eines warmen Eilandes in die Südsee zu versetzen. Doch der Lehrer schien unsere Gedanken lesen zu können: »Sicher denkt ihr jetzt daran, euch an der aromatischen Milch der Kokosnuss zu laben und es euch gut gehen zu lassen.« Alle nickten. »Schön und gut: Aber wer von euch kann auf eine Palme klettern und Kokosnüsse regnen lassen? Wer kann sie fangen, öffnen, und wer wird, schließlich, ihren kostbaren Saft – vergesst nicht, ihr seid umgeben von salzigem Meer und habt noch kein Süßwasser gefunden – verteilen?« Kurzum: Unser Lehrer Herr Grießhammer wollte wissen, wer von uns, wie man im jugendlichen Jargon unserer Zeit sagte, zum »Bestimmer« auf dem Eiland werden würde.

Die Situation, die wir uns vorstellen sollten, würde sich jedoch als deutlich komplizierter erweisen, als wir zuerst gedacht hatten: Unser Anlanden auf der einsamen Insel markiert den Beginn eines neuen Gemeinwesens. Ob Rettung kommen wird, ist ungewiss. Von daher ist es besser, nicht jenen unbestimmten Zeitpunkt in der Zukunft ins Auge zu fassen, sondern im Hier und Jetzt eine Ordnung zu etablieren, um uns allen das Zusammenleben in diesem, wie es die politischen Philosophen nennen, »Naturzustand«, zu ermöglichen und uns unsere Leben zu sichern. »Naturzustand« ist hier ein anderer Begriff für ein Chaos, das es zu überwinden gilt. Dabei ist es keineswegs ausgemacht, welchen Weg eine junge Gemeinschaft wie die unsere auf der Insel einschlagen wird: Werden wir darüber abstimmen, wer der oder die Bestimmer werden sollen? Oder reißt sich einer von uns eine wichtige Ressource auf der Insel unter den Nagel und sichert sich so, mit ein paar treu ergebenen Vasallen, die Herrschaft über den Rest, die ein Leben in Abhängigkeit führen müssen?

Der Weg aus dem Chaos wird von denen bestimmt werden, die den anderen eine realistische, packende Vision des neuen Lebens unserer Gemeinschaft zeichnen können. Dabei wird es vor allem darum gehen, wer Sicherheit für Leib und Leben etwa gegen äußere Feinde oder die Unbilden der Natur gewährleisten kann. Es wird um Besitz-, Verteilungs- und Gerechtigkeitsfragen gehen: Gehören die frei wachsenden Kokosnüsse der Gemeinschaft? Schlafen wir alle gemeinsam in einem großen Saal oder errichten wir einzelne Hütten auf dafür zugeteilten (von wem, für welchen Zeitraum oder welche Dauer?) Parzellen? Unabhängig davon, für was wir uns entscheiden, ist doch klar, dass jeder Ausgang aus dem Naturzustand dem Wunsch folgt, uns zusammenzuschließen, um

gemeinsam das zu tun, was ein Einzelner nicht zu tun in der Lage wäre.

In einer ersten Zusammenkunft auf dem künftigen Marktplatz unserer kleinen Inselsiedlung werden meine Mitschüler für sich in Anspruch nehmen, ihre Meinung zu äußern. Indem sie das tun, betreten sie den politischen Raum, die Polis, wie es im antiken Griechenland, dem Mutterland der Demokratie, genannt wurde. Unsere kleine Zivilisation ist zu Beginn am ehesten mit diesem griechischen ›Stadtstaat‹ (so lautet eine der Übersetzungen von *polis*) vergleichbar. Für diese öffentliche Rede, den Austausch von Argumenten, den Streit, über den man zu einer tragfähigen Übereinkunft kommen kann, werden Normen etabliert, die darüber entscheiden, wer wann wie lange und in welcher Form öffentlich sprechen darf. In der antiken Polis wurde beispielsweise Frauen diese Form der Beteiligung verwehrt, an der Öffentlichkeit teilzuhaben – ein Makel, der bis ins 20. Jahrhundert hinein das Ideal der öffentlichen Teilhabe aller am Gemeinwesen unterlaufen sollte: Gleichberechtigung ist und bleibt eine Aufgabe. Bei uns auf der Insel würden selbstverständlich die Mädchen und die Jungen gleiches Rederecht eingeräumt bekommen. Sollen darüber hinaus andere Kriterien eine Rolle spielen, etwa, ob jemand aus der Stadt, in der unser Gymnasium lag, oder nur aus einem der kleinen Vororte stammt? Sollte gar Religion entscheidend sein?

Gehen wir einmal idealtypisch davon aus, dass diese Unterschiede keine Rolle spielen würden: In diesem Falle müssten wir unserer Gemeinschaft, damit unsere Neugründung eine Zukunft beschieden sein würde, eine Erzählung geben, ein Narrativ, wie es in der Sozialwissenschaft genannt wird, also eine Geschichte, die unserem Zusammenleben einen Sinn geben kann. Wir würden uns fragen:

Warum sind wir hier gestrandet? Sind wir Ausgestoßene aus der Welt, die wir kannten, aufgrund eines Vergehens, das wir begangen haben? Oder sind wir gar Auserwählte, dazu bestimmt, diese Insel zu kultivieren und unserer neuen, kleinen Nation dadurch Ruhm und Ehre zuteilwerden zu lassen?

Es würde kein Weg daran vorbeiführen, dass wir uns in dieser Form irgendwie zu unserer Gemeinschaft verhalten.

Nach 45 Minuten endete unsere Zeit auf dieser Insel, der Gong entließ uns zurück in die wirkliche Welt, deren eigentliche Ordnung wir nun, so war zu hoffen, etwas besser zu verstehen beginnen sollten.



Demokratie im Wandel der Zeit

Eine gerechte Ordnung, so meine Grundthese, kann nur in einer Demokratie verwirklicht werden. Die Teilhabe an einer gerechten Gesellschaft umfasst politische und soziale Aspekte: Wir sollen uns in ihr in der Öffentlichkeit bewegen und an ihr teilnehmen dürfen sowie Zugang zu jenen Gütern haben, die wir zum Leben brauchen. Nur die Demokratie hat als Gesellschaftsform sowohl den Einzelnen im Blick als auch die Gemeinschaft im Blick, zu deren Aufbau und Erhalt alle beitragen sollen.

Was bedeutet nun Demokratie? Die Demokratie als Staatsform hat seit ihren Anfängen in der griechischen Polis einen weiten Weg zurückgelegt. Dabei bleibt sie hinter den Idealen, für die sie steht, zurück. Es gehört zum Eigenverständnis dieser Gesellschaftsform, dass Demokratie sich immer entwickelt und nie perfekt ist, es also zum Wesen der Demokratie gehört, Mängel wahrnehmen und klug auf sie reagieren zu können – eine Fähigkeit, die Autokratien abgeht, da diese nicht auf das Wohl des Menschen, sondern auf den Erhalt der eigenen Dominanz achten. Eine demokratische Gesellschaft ist eine Gesellschaftsform, die mit sich ringt, die keine letzten Gewissheiten kennt, die mutig ist, sich Herausforderungen zu stellen.

Besonders in diesem Punkt unterscheidet sie sich von Tyrannei, Despotie oder Autokratie, in der ein Einzelner allein bestimmt und herrscht und den nur sein eigenes Wohl interessiert und nicht das aller anderen. Die Erzählungen von Tyrannen, Despoten und Autokraten, ihre Narrative, handeln von Erwählung, Ausgrenzung, Unterwerfung, Sieg und Überlegenheit. Sie konzentrieren sich auf die ethnische Herkunft, Religion oder Sprache jener Mehrheit, zu der sie selbst gehören. Aufgrund dieser Merkmale behaupten sie, dazu berufen zu sein, über die anderen in der Gesellschaft zu herrschen.

Eine Herrschaft der Mehrheit über die Minderheit hat nichts mit jener Demokratie, wie wir sie heute kennen, zu tun. In ihr wird über Herrschaft nicht aufgrund äußerer Merkmale von Menschen entschieden. Es geht vielmehr darum, Mehrheiten für bestimmte Politikentwürfe zu gewinnen: Gezeigt werden muss, dass diese Entwürfe für die Gemeinschaft relevant sind. Dabei kann die Mehrheit von heute die Minderheit von morgen sein. Denn Menschen mögen in der einen Frage so, in der anderen wiederum ganz anders denken und entsprechend abstimmen. Auch politische Parteien, die das politische Denken vieler in sich bündeln, können ihre Vorstellungen im Lauf der Zeit ändern und bestimmten Entwicklungen angleichen. Eine Demokratie, in der solche politischen Parteien tätig sind, ist daher flexibel und beweglich, sie zementiert die gesellschaftliche Ordnung nicht, schon gar nicht aufgrund zufälliger Merkmale, für die die Betroffenen nichts können. Denn niemand sucht sich aus, als wer er geboren wird, sei es als Frau oder Mann, als Gesunder oder Kranker, als Armer oder Reicher, als Hetero-, Homo- oder Transsexueller. Der Weg aus dem Naturzustand in eine demokratische Gesellschaft führt über die Ausschaltung solcher Unterschiede. Entscheidend

bei diesem Ausgang aus dem Naturzustand, den **Thomas Hobbes** (1588–1679) als »bellum omnium contra omnes«, als »Krieg aller gegen alle« bezeichnet, ist der Wille zur Anerkennung der Freiheit jedes Menschen. Dieser Gedanke ist modern: Er wurde im Zeitalter der Aufklärung entwickelt, dessen Grundlagen aber bis ins Altertum zurück reichen.

Grundlagen von der Antike ins Heute

Die griechische und römische Antike bleibt für das heutige Verständnis von Demokratie grundlegend, weil wir viele politische Erscheinungsformen mit Begriffen bezeichnen, die ihre Wurzeln in der griechischen Sprache haben: Demokratie auf der einen, Tyrannei, Despotie, Autokratie auf der anderen Seite. Die Fragen nach der guten und gerechten Herrschaft, nach dem guten Leben im Staat, bleiben zentral für den demokratischen Gedanken im Lauf der Zeit. Dass diese Fragen immer wieder aufs Neue gestellt werden und gestellt werden müssen, ist der Tatsache geschuldet, dass jede neue Generation Menschsein und Zusammenleben mit anderen neu für sich entdecken und erlernen muss. Die politischen Prinzipien der Demokratie sind nicht vererbbar: Solidarität und Empathie bilden die Grundlage jedes gerechten Gemeinwesens. Das Verständnis für das Leben der anderen, eine Sprache, mit der sich alle begegnen und in der sich alle austauschen, die Regeln der Argumentation und des Diskurses können in den würdevollsten Dokumenten niedergeschrieben sein. Wenn Menschen sich nicht von ihnen einnehmen lassen, hat die Demokratie keinen Bestand. Bereits in der antiken Vorstellung dessen, was Politik ist, stand deshalb der lernende Mensch im Mittelpunkt aller